

Meine Zeit mit Karl Barth

Tagebuch 1965–1968

von
Eberhard Busch

1. Auflage

[Meine Zeit mit Karl Barth – Busch](#)

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

Thematische Gliederung:

[Geschichte der Theologie, Einzelne Theologen](#)

Vandenhoeck & Ruprecht 2011

Verlag C.H. Beck im Internet:
www.beck.de

ISBN 978 3 525 56001 3



Eberhard Busch

Meine Zeit mit Karl Barth

Tagebuch 1965 – 1968

Vandenhoeck & Ruprecht



Eberhard Busch

Meine Zeit mit Karl Barth

Tagebuch 1965–1968

Vandenhoeck & Ruprecht

Es sei herzlich denen gedankt, die durch ihren Druckkostenzuschuss den günstigen Preis für dieses Buch ermöglicht haben: dem Schweizer Evangelisch-Reformierten Kirchenbund, der Reformierten Kirche des Kt. Bern, der Reformierten Kirche des Kt. Aargau, der deutschen Evangelisch-Reformierten Kirche mit Sitz in Leer, der Leitung der EKD in Hannover, Dr. Martin Rumscheidt und sowie einem weiteren privaten Spender N.N.

Mit 13 Abbildungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-56001-3
ISBN 978-3-647-56001-4 (E-Book)

© 2011, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Oakville, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG:
Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des
Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer
entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke.

Printed in Germany.
Satzherstellung: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort

Vom Herbst 1965 bis zu seinem Tode am 10. Dezember 1968 war ich Karl Barths persönlicher Assistent. In dem Tagebuch, das ich in dieser Zeit führte, schrieb ich auf, was ich bei meinem Arbeiten und Leben in seiner Umgebung erlebte und vernahm. Die Themen, die ihn vornehmlich beschäftigten, haben sich im Lauf der Monate verschoben. Anfangs war er mit dem Versuch einer Autobiographie beschäftigt. Dann wurde ihm die Begleitung der Erneuerung des Katholizismus im Zeichen des Zweiten Vatikanischen Konzils wichtig. Im Herbst 1966 – nach seinem 80. Geburtstag und nach seiner Romreise – begann er auch wieder mit der Durchführung von Seminaren an der Universität Basel. Daneben wurde die Überarbeitung seiner Tauflehre wichtig. Zudem spielten Tagesereignisse eine Rolle, dazu seine Erinnerungen an Früheres, mannigfache Besucher, die sich bei ihm einfanden, und Briefe an ihn und von ihm, Gedanken zu Kirche und Welt, eigenes Alt- und Krankwerden ... Im letzten Jahr trat viel Persönliches hervor. Bald kam auch meine Frau Beate mit in Barths Haus auf dem Basler Bruderholz. Sie war an den Kontakten zu Karl und Nelly Barth sehr mitbeteiligt und wurde von Beiden freundlich geschätzt. Als Nelly Barth durch Krankheit behindert war, unterbrach Beate für eine Weile ihr Theologiestudium, um im Hause Barth zu helfen.

Den Inhalt dieses Tagebuches habe ich in der Regel nach vollbrachtem Tagewerk in unserer Wohnung aufgeschrieben, nach kurzen Notizen, die ich am Schreibtisch im Zimmer neben Barths Studierstube sogleich angefertigt hatte. Er wusste, dass ich dieses Tagebuch führte, und es entsprach seinem Wunsch, dass ich das tat. Aber anschauen wollte er es selbstverständlich nicht. Ja, nachdem er seinen Plan einer Autobiographie aufgegeben hatte, vertraute er mir und uns Vieles an, in der Hoffnung, dass es auf diese Weise aufbewahrt werde. Er war sich darüber im Klaren, dass ein Hauptproblem von Autobiographien, an dem die meisten scheitern, das Erfordernis von Aufrichtigkeit ist. Würde er dem entsprechen, sagte er, so käme noch einmal „ein anderer Karl Barth“ zum Vorschein als der schon bekannte (vgl. Eintrag am 22. II. 1966). Aber davor scheue er nicht zurück. So vernahmen wir auch Verborgenes, „Privates“, das wenigstens ich nicht verstecken solle und das nun in der Tat hier genannt sei, um seine Persönlichkeit in ihren Eigentümlichkeiten, in ihrer Heiterkeit und Entschiedenheit, in ihrer Klugheit und ihrer Frömmigkeit, auch in ihren Traurigkeiten und Verletzlichkeiten, in ihren Ecken und Kanten in Erinnerung zu behalten. Es werden dabei die beiden Seiten in Karl Barths Wesen sichtbar, die lebenslang in ihm stritten und sich auch ergänzten: die kraftvolle, vom spöttisch-ironischen Basler Gelächter begleitete Lust am Streit *und* eine kindlich vergnügte, zarte, lächelnde Heiterkeit. Es gibt in meinen Notizen Manches, was ungedruckt bleiben darf. Doch gibt es unter dem uns Mitgeteilten

eine Menge, wovon er durchaus wollte, dass wir es nicht für uns behalten. Gewiss waren seine Äußerungen in ihrer Spontaneität oft von einer Schärfe und Direktheit, die auf dem Papier verletzender wirken mögen, als sie in der Aussprache klangen. Nicht zuletzt dies ließ mich zögern, meine einstigen Aufzeichnungen zu publizieren. In dieser Beziehung bedarf es von Seiten der Leser eines verständnisvollen Großmuts. Immerhin habe ich einige Spitzen weggelassen. – Zu diesem Tagebuch gehören auch die Mitschriften vom Verlauf der Seminare Barths, die Beate oder ich unabhängig von den offiziellen Protokollen anfertigten. Lange Jahre hindurch hatte ich meine und unsere damaligen Notizen auf die Seite gelegt. Als ich sie erneut durchsah, war ich erstaunt über das da Aufbewahrte. Ich hatte unterdes nicht Weniges vergessen oder es war mir nur undeutlich in Erinnerung.

Bei der vorliegenden Wiedergabe meiner Notizen sind jeweils zwischen Gedankenstrichen kurz Gedanken oder Fragen von Gesprächspartnern Barths wiedergegeben, oft auch ohne dass dies sonst gekennzeichnet ist. Meine Frau Beate hat den Text mit wacher Aufmerksamkeit durchgesehen, und unser Freund Jörg Eichenberger hat ihn mit kritischen Nachfragen und unter Einfügung des richtigen Basel-Deutsch bearbeitet. Zu danken habe ich auch Dr. Hans-Anton Drewes im Karl Barth-Archiv Basel, Claudia Zellweger in Oberwil BL sowie Jörg Persch und Christoph Spill im Verlag Vandenhoeck und Ruprecht. Und zu danken ist besonders Margret Lessner für die sorgfältige Fassung des Textes in Typoskript.

Göttingen, Anfang 2011.

Sonntag, 22. 5. 1966

Am 9. Mai, an dem Tag, an dem im Schützenhaus in Basel der 80. Geburtstag von Karl Barth gefeiert wurde, bin ich verschiedentlich auf die Bedeutung meiner derzeitigen Aufgabe angesprochen worden – nämlich „Sekretär und Gesprächspartner“ (Schweizer TV), „Gehilfe“ (Helmut Gollwitzer), „Adjutant“ (Eduard Thurneysen), „Beiständer“ (Helmut Goes) bei Barth zu sein. Mitunter wurde ich als potentieller Biograph Barths begrüßt und nach Notizen befragt, die ich von Äußerungen, Aktionen und Reaktionen, Erinnerungen, Stellungnahmen Barths gemacht habe oder machen sollte. Nun, ich habe solche Notizen bislang nicht fortlaufend gemacht, was ich bedaure. Ich habe es einfach darum nicht gemacht, weil ich mir wohl zu wenig Gedanken über meine Stellung bei Barth gemacht habe. Doch geben mir die verschiedenen Erwartungen Anstoß, künftig etwas ordentlicher zu werden.

Seit einigen Jahren, vornehmlich seit der Emeritierung Barths, bin ich in zunehmendem Maße in Verbindung mit ihm gekommen. Und seit der Rückkehr von seinem letzten längeren Spitalaufenthalt bin ich seine regelmäßig an seinem Leben teilnehmende Hilfskraft geworden. Damals, im Herbst 1965, als Barth aus dem Krankenhaus zurückkam, war seine großartige Gehilfin und Begleiterin Charlotte von Kirschbaum am Ende ihrer Kraft und musste zu ihrer weiteren Versorgung in einem Heim untergebracht werden. Wohl wissend, dass sie, „die Lollo“, für ihn unersetzbar ist, trat ich nun ein ganz klein wenig an den Platz, den sie früher ausfüllte, sofern sie auch Sekretärin war. Ich begann, ihm bei der Erledigung und Aufbewahrung seiner Post, bei seinen geistigen Tätigkeiten und Unternehmungen, bei der Sammlung und Aufbewahrung der Texte von ihm und über ihn, sowie überhaupt seiner Bibliothek und zunächst bei der Niederschrift des neu von ihm begonnenen Werks, seiner Autobiographie, zu helfen. Mein Arbeitsplatz ist dabei der an „Lollos“ Schreibtisch im kleinen Nebenraum von Barths Studierzimmer. Wenn er mir diktiert, dann sitze ich an seinem Schreibtisch, während er in einem niedrigeren Sessel neben mir sitzt. Anschließend tippe ich das Diktierte auf einer sehr alten Schreibmaschine in Maschinenschrift oder schreibe es in meiner Wohnung.

Diese meine Beschäftigung habe ich eigentlich unbedacht angefangen – aus Gefälligkeit, aus Zuneigung zu Karl Barth oder auch aus Stolz oder aus Neugierde, in der Umgebung seiner Person zu arbeiten? Ich bin von ihm eingeladen worden und bin zu ihm hingegangen. Damit war ich da und kam bald wieder. Ohne jemals eine förmliche „Kompetenzerklärung“ bekommen zu haben, war ich nun einfach „vorhanden“, bei ihm angestellt und mit einer großzügigen Offenheit akzeptiert. Er ruft mich an, ich solle kommen. Er zieht mich bei diesem und jenem hinzu, fragt mich um Rat und nimmt mich in sein Vertrauen und lässt mich „machen“ in der Erwartung, ich werde es irgendwie schon recht machen.

Nachdem sich meine Hilfstaten bei ihm jetzt in die Länge gezogen haben, merke ich heute, dass ich in eine Aufgabe hineingestolpert bin, die wichtiger, anstrengender, schöner ist, als ich zunächst dachte. Ich beginne zu verstehen: Ich werde in dem, was ich da zu tun habe und erleben kann, *auch* die Aufgabe haben, Einiges von dem aufzubewahren, was ich im Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit Karl Barth zu sehen und zu hören bekomme. Da ist in der Tat Vieles so interessant, dass es nicht in Vergessenheit fallen sollte. Vielleicht sind Menschen späterer Zeiten daran interessiert, dass ich sie teilnehmen lasse an dem, was mir in seinem Haus und bei seinen gelegentlichen Ausflügen nach „draußen“ begegnet und woran nun eben ich teilnehmen darf. Dabei ist es schon nicht so, dass ich dort herumlaufe zuvorderst mit dem Gedanken, was ich davon für das Tagebuch „verwerten“ kann. Ich bin von den jeweiligen Aufgaben und Erlebnissen unmittelbar in Atem gehalten, und es ist nur eine Nebenfrucht, dass ich nachträglich nachdenke, was mir jetzt zuteil wurde.

Kurz, ich will nun im Folgenden von den Tagen, an denen ich im Haus auf dem Basler Bruderholz bin, etwas aufschreiben. Gelegentlich mache ich schon an meinen Arbeitsplatz Notizen über mir denkwürdig Erscheinendes, bevor ich sie daheim in meiner Wohnung etwas genauer ausführe. Oder, wenn die Tage, an denen ich dort bin, sich bis spät in den Abend hinziehen, will ich bald nachher etwas von dem aufschreiben, was mir in Erinnerung geblieben ist. Es ist klar, dass ich zuweilen gar nichts aufschreibe und jedenfalls jeweils nur *etwas* von dem, was sich mir eingeprägt hat. Er weiß es und es ist in seinem Sinne, dass ich hier ein Tagebuch führe. Zunächst jedoch will ich Einiges aus meinen gelegentlichen Notizen zum Thema „Karl Barth“, über Annäherungen an seine Theologie und über Begegnungen mit ihm aus der Zeit vor seinem 80. Geburtstag hersetzen.

Dienstag, 1. 10. 1963

Heute Abend war ich wieder bei Professor Barth. Diese Besuche sind zurzeit für mich wahre Oasen, die die lange Durststrecke meiner Arbeit angenehm unterbrechen. Ich solle wiederkommen, wenn ich „das Bedürfnis“ habe, hieß es beim Abschied. Wenn es nach dem Bedürfnis ginge, wäre ich viel zu oft dort. Man geht einfach stets als Beschenkter von dort fort. Sichtbares Zeichen dafür: in meiner linken Manteltasche eine Tafel Schokolade von Charlotte von Kirschbaum, in der rechten ein Linzer Törtli von Nelly Barth. Vor allem gehe ich vondannen in einem angenehm bewegten und angeregten Geist – Motiv, um sich mit Wonne wieder in die Arbeit zu stürzen. – Barth pflichtete meiner Kritik an den Vorträgen Helmut Gollwitzers bei, die dieser im letzten Monat hier in Basel gehalten hat. Mehr noch, er fand, dass der Einwand des Liberalen Fritz Buri bei der Diskussion des Vortrags durchaus einen wunden Punkt getroffen hat. Das war nämlich die These Goll-



Barth am Ende einer Kolloquiums-Sitzung im Restaurant Bruderholz.

witzers: 1) Wir können nicht von Gott „an sich“, objektivierend, sondern nur im eigenen Betroffensein, von der Bedeutung für uns reden. 2) Weil dadurch aber die Gefahr auftaucht, dass Gott Chiffre eines menschlichen Verhaltens wird, muss die „Gegenständlichkeit“ Gottes festgehalten werden. Dazu Buri: Wie will man in Angst vor solcher Gefahr eine Grenze ziehen? Muss man dann nicht vielmehr die Theologie konsequent in das „Selbstverständnis“ des Glaubens auflösen? Wenn Gollwitzer die „Gegenständlichkeit“ Gottes damit verteidigen will, dass er die Gleichung setzt: Betroffenheit ist Begegnung, weil der Täter immer in seiner Tat ist, so bleibt er immer noch bloß innerhalb der Phänomenalität des Daseins. Er kommt so nicht darüber hinaus, nur davon zu sprechen, „wie Gott *mir* erscheint“. Barth erklärte jetzt dazu: Buri habe leider Recht gehabt mit seinem Einwand und die bekümmernde Schwäche des Vortrags genau getroffen. Ja, in der Tat sei ihm Gollwitzers Vortrag eine große Enttäuschung gewesen. Darum habe es ihn nicht mehr gelüstet, auch noch den Vortrag am Abend anzuhören. Gollwitzer sei nicht zu *der* Erkenntnis durchgestoßen, mit der die Anfechtung durch den Verdacht: Gott sei Illusion, überwunden wird. Er versucht es mit der bloßen Behauptung, Gott „an sich“ gehe nicht darin auf, dass „er mir erscheint“. Aber nein, man darf auf die These, dass Gott nicht „an sich“ erkennbar ist, nicht anders reagieren als so: Gott ist allein deshalb nicht von uns „an sich“ zu erkennen, weil er *sich selbst* zu erkennen gibt. Und indem er sich zu erkennen gibt, bleibt „Gott an sich“ nicht da-

hinter zurück oder geht nicht darin auf, für sich zu sein, sondern damit geht „Gott an sich“ *ein* in seine Zuwendung zum Menschen und in seine sich im Heiligen Geist vermittelnde Verbindung mit dem Menschen. Gollwitzer geht nicht konsequent von Gottes Offenbarung aus und zu ihr hin. Sie ist der Nagel, an dem hier alles hängt. Daraufhin kann man erst ernsthaft von Begegnung reden. Aber weil das bei Gollwitzer nicht *christologisch* begründet ist, „bubert“ er¹. Als hinderlich empfand Barth dessen These, solche theologischen Reflektionen in der Art seines Vortrags seien nicht biblische Denkvorgänge, sondern „Durststrecken“, die man durchwandern müsse, um dann irgendwann sich wieder mit biblischer Auslegung befassen zu können. So kommt er nicht dazu, von *Gott* zu reden.

Mittwoch, 17. 2. 1965

Man redet heute viel davon, dass die Theologie Barths durch die von Rudolf Bultmann in den Schatten gestellt worden sei. Wenn ich nun mit Bedacht in *Basel* studiere, ist es wohl gut, sich ihr Verhältnis zueinander klar zu machen, so wie ich es gegenwärtig sehe. Vielleicht kann ich das unter dem Gesichtspunkt tun, Schüler des Einen oder des Anderen zu sein. Barth macht es einem anscheinend nicht leicht, sein Schüler zu sein. Hat er nicht „alles“ irgendwie schon gesagt? Selbst die fehlenden Bände der Kirchlichen Dogmatik, das Nicht-Behandelt-Haben der Eschatologie hinterlässt keine Lücken, die nicht schon in Barths Werk selber geschlossen sind. Muss man im Anschluss an ihn, nicht zu einem bloß re-zitierenden Epigonen werden? Bultmann dagegen macht es einem anscheinend leichter, sein Schüler zu sein. Er hat Befunde konstatiert, existentielle Interpretationen vorgenommen, methodische Überlegungen angestellt, die man korrigieren bzw. aufgreifen bzw. ausprobieren kann. In seiner Gefolgschaft kann man – innerhalb der allgemeinen Voraussetzungen seiner Wissenschaft – zu einer Forscherpersönlichkeit werden.

Andererseits ist es, wenn auch gefährlich, doch gut, Barths Schüler zu sein, weil seine Theologie viel zu selbstkritisch ist, ständig noch und noch einmal ab ovo einsetzt, fast nie sich selbst zitiert, nichts schon erledigt hat, immer wieder gerade die eigenen „Befunde“ in Frage stellt. So kann man wohl nicht einfach an ihn anknüpfen. Gleichwohl von ihm lernen, heißt, sich auf einen Weg weisen lassen, auf dem ja auch er unterwegs ist. Im Doktorandenkreis sagte er vor einiger Zeit sogar das Erschreckende, dass ihn immer wieder die Frage bedränge, ob nicht sein ganzes Werk „Flucht vor Gott“ sei. Zu den Mängeln der Theologie Bultmanns gehört vielleicht dies, dass man ihr wenig die Not *dieser* Frage anmerkt. Ist es ein Wunder, dass ihn schließlich die Ersatzfrage bedrängt, ob er vor dem „modernen Menschen“ bestehen könne. Hängt mit dem Fehlen des für Barth typischen *kritischen* Verhältnisses zu den eigenen Gedanken bei Bultmann nicht der Umstand zusam-

¹ D.h. er denkt auf der Linie des „dialogischen Prinzips“ nach der Philosophie von Martin Buber.

men: Während Barths Theologie keine „Schüler“ zulässt, es sei denn Schüler der *Heiligen Schrift*, herrscht in der Bultmann-Schule – obwohl sie in soviel Richtungen wie Schüler zerfällt – statt gegenseitiger Kritik ein auffallendes gegenseitiges Sich-Decken?

April 1965

Ich redete im Zusammenhang meiner Forschungen über Johann Albrecht Bengel mit Barth über den älteren Pietismus, den des 18. Jahrhunderts. Dabei stellte er im Blick auf diese ganze Bewegung die Frage, ob man nicht hier damit rechnen dürfe, dass in allen ihren wunderlichen Unternehmungen und Gedanken ein Stück weit eine Theologie des Heiligen Geistes gemeint gewesen sei. Vielleicht habe ja sogar schon Calvin das im Auge gehabt. Bei Calvin sei doch die Heiligung das Zentrum seines theologischen Denkens. Hier redet er am Dringlichsten. Der Pietismus *war* wohl nicht der Repräsentant einer Theologie des Heiligen Geistes. Aber könnte er nicht trotzdem das *gemeint* haben?

Freitag, 7. 5. 1965

Am Abend war ich von Max Geiger zu einem Essen eingeladen: aus Anlass des Besuchs eines Agenten des Harpers Verlags der nach Übersetzungswertem Ausschau hielt. Mich berührte seine Bemerkung: Martin Heidegger, Teilhard de Chardin, Dietrich Bonhoeffer, das seien verlegerisch heute „die Großmächte“. Barth habe aus *verlegerischer* Perspektive seine Zeit gehabt. Und ein gewisser Basler Theologe habe ihm heute sogar gesagt, Barth habe auch *theologisch* seine Zeit gehabt. Geiger selbst war von der hohen Beachtung Teilhards angetan. Aber ich merkte an: es werde sich vielleicht auch in der Bücherwelt noch der Unterschied zeigen zwischen dem, was gerade in Mode ist, und dem, was Substanz hat. Im Blick auf Barth könnte es wohl so sein, dass die Zeit seiner Beachtung gerade in der englischsprachigen Welt erst in der Zukunft anbricht. Wie wäre es, wenn dann die deutschsprachigen bei den amerikanischen Theologen in die Schule gehen müssten! ...

Max Geiger bat mich dieser Tage, einige Gedanken für das Vorwort in der Festschrift zu Barths 80. Geburtstag zu notieren. In dem, was ich dafür zusammentrug, schrieb ich: Es sei gut, „bei ihm in die Schule zu gehen – nicht um ihn wieder ‚ins Gespräch‘ zu bringen, sondern weil wir, wenn wir uns auf sein Werk einlassen, in ein Gespräch genommen *sind*, das für das theologische Lehren und das kirchliche Leben gründlich heilsam ist ...“

Donnerstag, 13. 5. 1965

Am 10. Mai war Barths Geburtstag, an dem ich mich mit einem großen Bouquet von Iris bei ihm einfand. Er machte einen schwachen, kränklichen Eindruck auf mich. Ich sprach kurz, in Anknüpfung an die gute und kräftige Belehrung, die „wir“ vom Jubilar empfangen haben, von der spezifischen Art des Schülerseins ihm gegenüber. ... Das scheint mir in der Tat ein gewichtiges Problem zu sein. Zum einen deshalb, weil die Ausgestaltung seines Werks so stringent ist, dass es zum Nachahmen verlockt. Zum anderen ist aber nun die gerade in diesem Werk auftauchende Notwendigkeit einer Verpflichtung zum *Nachdenken* so streng, dass ein *Nachahmen*, ein Übernehmen von Erkämpftem, ohne es selbst zu erkämpfen, gar nicht in Frage kommt. ... Etwas dergleichen stammelte ich. Barth nickte freundlich mit dem Kopf, ging aber nicht weiter darauf ein. Was sollte er auch dazu sagen! Er müsste dann ja sich selbst außerhalb seiner selbst betrachten. ... Seinen gegenwärtigen Zustand charakterisierte er mit dem auf sich angewandten Wort Hitlers in späteren Jahren zu Mussolini: „Die Lage ist ernst, aber nicht zum Ver zweifeln.“

Dienstag, 1. 6. 1965

Heute war ich auf den Mittag erneut bei Professor Barth eingeladen. Welches Glück habe ich, zu dem verehrten Barth solch ein nahes Verhältnis haben zu dürfen. Mir ist klar geworden, dass man ihn nicht weiter drängen sollte, etwas zu publizieren. Wie mechanisiert sind wir geworden, dass wir der Meinung sein können, es gebe da überhaupt etwas zu drängen! Als ob nicht gerade der Theologe darum wissen sollte, dass Reden und Schweigen seine Zeit hat! Barth selbst unterstrich das jetzt: Er habe sogar in seiner *Ethik* darüber belehrt, dass es neben dem Werktag auch einen Feiertag mit seinem Ruhen von den Werken gibt. Ja, er habe es sich geleistet, dort zu schreiben, dass neben dem Tätigsein sogar die Faulheit einen guten Sinn hat. Gerade ein Theologe sollte wissen, dass der Mensch nicht derart manipuliert werden darf, dass er bloße Funktion ist und allein von seiner Leistung her beurteilt wird. Der Theologe sollte vor der Unmenschlichkeit eines Menschenbildes warnen, das immerfort und von allem Geheimnis gelöst, produzieren „kann“. Ich dachte mir, ob es nicht eindrucksvoller ist, am Ende seines Weges, statt einen Punkt oder gar ein Ausrufezeichen zu setzen, den Satz – und es war bei Barth ja wahrlich ein langer Satz – in einem „Pünktchen, Pünktchen“ ausmünden zu lassen?

Barth berichtete von einer Begegnung mit Heinrich Ott, mit dem er offenbar ein Streitgespräch geführt hat. Ott meinte, es käme ihm darauf an, dass der Student *denken* lerne. Barth: Der Student soll *predigen* lernen. Barth wandte sich gegen die Maßgeblichkeit der Methodenfrage. Ott: Methodenfragen seien schon Sachfragen und heute vordringlich. Barth verbat sich, dass dieser sich als sein

Nachfolger betitle. Ott hatte ihm schon vorher geschrieben, er komme nicht, um sich ein Plazet zu holen. Barth versicherte ihm jetzt, dass es darum in der Tat nicht gehen könne, schon deshalb nicht, weil er ihm gar kein Plazet geben *wolle*. Warum ist Barth so schroff abweisend gegenüber Ott? Ihm scheint Otts Arbeiten wenig verheißungsvoll. Und ärgerlich ist für ihn, dass ausgerechnet solch ein Mann oben auf den Wellen schwimmt, während ein so trefflicher Theologe wie Jürgen Fangmeier nicht nach „oben“ zu kommen scheint.

Beim Mittagessen sprachen wir über Dietrich Bonhoeffer. Mich interessierten Barths Kontakte mit ihm während des Krieges. Der junge Kollege sei damals zuweilen in der Schweiz aufgetaucht, vor allem, um in Genf mit Vertretern des Ökumenischen Rates wegen des Widerstands gegen Hitler zu beraten. Er sei dann auch in Basel bei ihm vorbeigekommen oder auch auf dem „Bergli“. Er habe sich über die Besuche gefreut, gewiss auch wegen der Informationen, die er aus Berlin und auch aus dem Verschwörerkreis mitbrachte, aber vor allem auch wegen seiner grundsymphathischen Art, die es zu einer Lust machte, mit ihm zu verkehren. Der Sache nach sei er freilich erschrocken gewesen, namentlich bei der letzten Begegnung: darüber, wie unprofessionell dieser Putsch eingefädelt war. Es war offenbar unklar, in welcher Weise das Attentat zu vollziehen sei, wer und was an die Stelle der Hitlerregierung treten solle, wie das Verhältnis zu den gegen Deutschland kämpfenden und bislang schon unter großen Opfern leidenden Nationen zu gestalten sei. Ja, Bonhoeffer habe gemeint, die deutschen Armeen sollten die eroberten Territorien ruhig behalten. Es sei ihm, Barth, nicht zuletzt durch das Gespräch mit dem jungen Freund klar geworden, dass *die* wirksame Opposition gegen Hitlers Reich der Kampf der nichtdeutschen Nationen gewesen sei. – Im Blick auf Bonhoeffers Gedanken zur Überwindung der Religion, so sagte ich, ist mir nach wie vor dunkel, wie er von Barths *Kritik* der Religion durch die *Offenbarung* her zu einer Vorstellung gekommen ist, nach der jene Überwindung als ein *geistesgeschichtliches* Faktum und die Religion als Merkmal einer abgeschlossenen, vergangenen Epoche zu verstehen ist. Auch der zur nicht-religiösen Interpretation angeblich kontrastierende Begriff des „Arkanum“, in dem gepflegt wird, was öffentlich vorbei ist und versteckt wird, ist mir dunkel. Barth nickte und meinte: Der einzig mögliche Zugang zu diesem Begriff ist für ihn der der „teuren Gnade“, formuliert in Abgrenzung gegen ein die Gnade verschleuerndes Sich-Anbieten und gegen ein sich selbst als unentbehrlich erweisen Wollen der „Gläubigen“ gegenüber der „Welt“. Aber die Religion werde auch in der Moderne nicht von selbst sterben. Ihr sei nur Gott gewachsen.

Juli 1965

Ich trage hier Notizen zusammen, die ich ohne Datum vor einiger Zeit niedergeschrieben habe. Nachdem Barth seine Veranstaltungen im Rahmen der Universität beendet hatte, entstand ein kleiner Arbeitskreis, in dem in seinem Haus neuere

theologische Literatur diskutiert wurde. Im Sommer 1965 haben wir in diesem Rahmen in drei Sitzungen über Eberhard Jüngels Buch „Gottes Sein ist im Werden“ gesprochen. Bei der ersten Sitzung war Barth noch selbst anwesend, während die beiden anderen von Thurneysen präsiert wurden, da Barth wegen seiner erneuten Erkrankung darniederlag und dann auch ins Spital kam. In jener ersten Sitzung äußerte sich Barth höchst zufrieden über das Buch. Grundsätzlich habe er nichts dagegen einzuwenden, wenn ihm auch Jüngels Sprachkünste nicht immer zugänglich seien. Bei manchem denke er wohl: „Das geht auf *seine* und nicht auf meine Verantwortung.“ Jürgen Fangmeier meinte hingegen, es könne bei Jüngel etwas nicht stimmen, weil er so heftig gegen Gollwitzers Kritik an Bultmann und seinen Schülern polemisiere. Barth entgegnete: Nein, dabei fühle er sich gut verstanden. Was Jüngel an Gollwitzer kritisiere, sei ja nur dies, dass dieser sich fälschlicherweise so dagegen wehre, dass das Sein Gottes im Geschehen einer bestimmten Beziehung „*aufgeht*“. Gollwitzer bleibe damit in dem alten Denken eines statischen Substanzbegriffs stecken. Ihm seien darum Einwände in der in dem Buch gezeigten Richtung nicht zu ersparen. – Aber, so Fangmeier, Jüngel bringt Barth doch in Verbindung mit Ebelings Aussage, Gott sei kein „extramundanes Wesen“ – Darauf Barth: „Doch, das ist sachlich richtig. Gott ist in der Tat nicht solch ein Wesen. Ich habe solch ein Wesen nicht gelehrt.“ Was überhaupt die Beziehungen zwischen ihm und Bultmann oder seinen Schülern betrifft, die Jüngel so betont behauptet, empfindet Barth die betreffenden Aussagen gar nicht als „Vermittlung“ oder „Kompromiss“ in dem zugunsten der „anderen“ Seite diese oder jene wichtige Erkenntnis von ihm abgemarkiert und preisgegeben wird. Sondern er hat den Eindruck, dass bei Jüngel im Großen und Ganzen seine Linie eingehalten wird. Durch jene dennoch behaupteten Beziehungen werden darum faktisch der anderen Seite listig Einsichten unterstellt, die dem Gefälle ihres Denkens einigermaßen zuwiderlaufen. Sie bekommen auf diese Weise hübsch etwas auf dem Teller serviert, was sie sich sonst nicht bieten lassen würden. Glaubwürdig sei Jüngels Berufung auf Barth, weniger dagegen seine Behauptung jener Querverbindungen von Barth zu Bultmann und Genossen. Ernst Fuchs habe handschriftlich in sein Exemplar dieses Buchs unter dem Untertitel („Eine Paraphrase zur Gotteslehre von K.B.“) vermerkt: „Eine Paraphrase – und mehr als das.“ Was das wohl heiße? Als das Dunkelste an dem Buch bezeichnet Barth den Haupttitel: „Gottes Sein ist im Werden“. „Was heißt da das ominöse Wort ‚werden‘? Es ist mir nicht klar geworden, inwiefern dieses Wort hier brauchbar und geschweige unverzichtbar ist.“ Schellings Rede vom „werdenden Gott“ mag er schon gar nicht gutheißen. Sicher, Gott ist Gott in Bewegung. Wenn und insoweit das mit dem „werdenden Gott“ gemeint ist, kann Barth mitgehen. Seine Kritik an *Schelling* setze mit der Frage ein: Ist es bei ihm nicht so, dass der Grund für die Bewegung oder für das Werden Gottes in einem Entbehren, in einem Mangel in Gott liegt? Das heißt, dass das „Motiv“ seines Werdens in dem notwendigen Zwang besteht, in dem Gott sein Bedürfnis einer Selbstbereicherung stillen und befriedigen möchte? Dagegen möchte er, Barth, betonen, dass Gott in Bewegung ist, weil er in sich

reich ist und weil er nicht etwas für sich haben, sondern etwas von sich geben will, über sich hinaus.

Was Jüngels Ausführungen über die Trinitätslehre angeht, so sei das „schon recht“ Aber ihm, Barth, wäre es lieber gewesen, er hätte das, statt in einer „Barth-Paraphrase“, vielmehr in exegetischen und theologiegeschichtlichen Überlegungen herausgearbeitet, in diesem Fall vor allem im Rückgriff auf die altkirchliche Theologie. In der Form, wie es Jüngel nun dartut, komme es einem vor, als sei die Trinitätslehre quasi „eine Spezialerfindung von Karl Barth“. *Sein* „bescheidener Beitrag“ zur *kirchlichen* Trinitätslehre sei ja nur der gewesen, dass er sie in enger, unauflöslicher Verbindung mit der Offenbarung Gottes in Jesus Christus gesehen, verstanden und entfaltet habe. „Sie ist die Konsequenz aus dem christologischen Dogma wahrer Gott und wahrer Mensch, und sie ist so eng mit ihm verknüpft, dass sie hinfällt, wenn dieses bestritten wird. Natürlich nicht die Trinität fällt dann hin, aber die kirchliche Lehre von ihr.“ Aber auch diese Einsicht sei doch nicht einfach neu gegenüber den hochinteressanten Erkenntnissen in der Alten Kirche.

Mittwoch, 14. 7. 1965

Die Theologiestudentin Beate Blum, die im Thurgau daheim ist und an der Universität Basel studiert, ist seit dem Sommersemester mit mir befreundet. Sie ist schon von ihrem Vater her mit dem Namen Karl Barth vertraut, und sie hat nur seinetwegen Basel als ihren Studienort gewählt. Ich war bald mit ihr auf dem Bruderholz, und Karl und Nelly Barth haben sie schnell ins Herz geschlossen. Er nannte sie dann, in einer Kombination aus ihrem Namen und ihrer Erscheinung, „es Bliemli“. Sie war ihrerseits interessiert, als ich in meinen Briefen an sie während der Semesterferien ihr auch Einiges vom Leben und Ergehen der verehrten Beiden schrieb.

[Brief an Beate] Morgen werde ich Prof. Barth im Spital besuchen, mit dem ich heute schon kurz telefonisch sprach. Er liegt dort immer noch, wie es klang, ziemlich elend. [...] Heute Abend (es ist nach Mitternacht!) war ich bei meinem Freund Henry Mottu, mit dem ich mich ausgezeichnet verstehe. Seine Fragestellung „Was sagt Gott heute“ ist mir lieber als die nach dem „Christus praesens“ (dem gegenwärtigen Christus), die momentan so hervorgehoben und immer nur unter diesem lateinischen Titel behandelt wird. Sachlich müssten natürlich beide Formeln dasselbe bedeuten, aber in einem bestimmten Sinn. Ich erinnerte daran, was Barth mir vor einiger Zeit dazu ausführte: Die Frage nach dem heutigen Reden Gottes dürfe man nie bloß theoretisch stellen, etwa als Frage nach einem „Ansatz“ des theologischen *Denkens*, sondern sie müsse zuerst praktisch gestellt werden: was haben wir jetzt im Namen und Auftrag Gottes bestimmten Zeitgenossen zu *bezeugen* und zu *verkündigen*. Aus der Praxis heraus gestellt, bekommt die Frage Gewicht und Dringlichkeit: Wie kommen wir dazu, den Menschen immer wieder *dasselbe*, einen Haufen schwer verständlicher Texte, ein paar vergangene Fakten

zuzumuten? Das Alte einfach durch unsere eigenen Einfälle zu aktualisieren, hilft nicht über dieses Problem hinweg. Das Alte sollte schon von Haus aus das Heutige sein. Was damals sprach, wird erst recht verstanden, wenn das Gesprochene *spricht*.

Freitag, 16. 7. 1965

[Brief an Beate] Gestern fand also mein Besuch bei Prof. Barth im Spital statt. Aus den geplanten und bewilligten 5 Minuten, die für den Besuch festgesetzt waren, wurden zuletzt 20 Minuten oder mehr. Er empfing mich im Schlafrock, Pfeife rauchend und um sich einen Berg von Zeitungen. Äußerlich fand ich es ziemlich bedrückend, wie er durch den letzten Krankheitsfall alt und zittrig geworden ist. Aber die Ärzte seien „optimistisch“. Immerhin ist sein Geist so rege wie eh und je. Und so waren wir alsbald in ein flottes theologisches „Geplauder“ eingestiegen. Was Dich interessieren wird: er schätzt Oscar Cullmanns neues Buch „Heil als Geschichte“ wesentlich höher ein als ich. Allerdings habe er ihm kürzlich die Frage gestellt: „Oscar, glaubst Du eigentlich an Gott Vater, Sohn und Geist oder an die Heilsgeschichte?“ Nachdem ich mir in aller Unbescheidenheit vorgenommen hatte, ihm Tröstendes zu sagen, war ich beeindruckt, wie sehr er in seinem gegenwärtigen Leiden eine auf Dank bestimmte Existenz lebt.

Montag, 28. 7. 1965

Heute Vormittag hatte ich ein Gespräch mit Eduard Thurneysen. Nachdem er mehrmals sein Interesse bekundet hatte, dass ich ihn einmal besuchen möge, ging ich zu ihm hin. Die Einladung kam mir sehr gelegen, da ich gerade mit der Abfassung eines Vorworts für den frühen Briefwechsel zwischen Barth und Thurneysen beschäftigt bin.² Das Gespräch brachte mir eine Fülle von Bildern, die die „große Zeit“, in der Thurneysen zu wirken anfang und wirkte, farbiger erscheinen lassen, als es mir bislang vertraut war. Er ist unterdes alt geworden. Aber es ist ergreifend, wie er, der eine theologische Ära mitgestalten half, nun im Abendschein seines Lebens immer einfacher wird und die Linien seines Denkens immer klarer verlaufen. Er ist echt bescheiden und sanfter als Barth. Er redet kaum argumentierend, er denkt in Bildern und färbt sie mit Erinnerungen, die aus seinem Lebensweg geschöpft sind.

Die Wende der dialektischen Theologie begann seiner Ansicht nach damit, dass Barth über den Römerbrief zu *predigen* anfang. Der Anfang der Änderung der theologischen Situation bestand für sie Beide in der Bemühung, „Schüler der

² In: Karl Barth. Eduard Thurneysen. Ein Briefwechsel, Siebenstern-TB 71, München und Hamburg 1966, 5–17.

Schrift“ zu sein. „Kierkegaard wurde von mir schon früh als Vertreter eines pietistischen Individualismus erkannt und abgelehnt.“ Die Hilfe bei der Umkehr zur Schrift empfing er aber von Christoph Blumhardt. Thurneysen und Barth besuchten ihn 1915 in Bad Boll, und zwar im Anschluss an die Hochzeit von Barths Bruder Peter mit Helene Rade. An dieser Hochzeit fand bei einem Bier auch das Gespräch Barths mit Friedrich Naumann statt, der das „Brauchen“ der Religion für den deutschen Sieg im Weltkrieg behauptete – ein „Brauchen“, in dem auch die islamischen Türken für den deutschen Sieg benutzbar erschienen. Da bekamen sie in Bad Boll *Anderes* zu hören. Ich flocht ein, was mir Barth darüber schon früher erzählt hatte und Thurneysen hörte sich das schmunzelnd an: Blumhardt sei damals zu ihrer Verwunderung auch nicht kritisch gegenüber der deutschen Kriegsführung gewesen und habe in seinem breiten Schwäbisch erklärt: „Belgien – das b’halte mir!“ Thurneysen fügte dem aber hinzu, dass Blumhardt später, wenn man ihn darauf hätte festnageln wollen, schlicht erklärte: „Was hab ich gesagt? Gar nix hab ich gesagt!“ Dergleichen gab es bei ihm nur unter der Überschrift: „Welt ist Welt“. Ferner war damals für sie Beide Hermann Kutter einflussreich. Doch er war ihnen nicht sympathisch in seiner Haltung, nicht selber zuzuhören, dafür andere zum Zuhören zu zwingen.

Thurneysens Verhältnis zu Barth: In Marburg war er zuerst mit Peter Barth gut befreundet und hat durch ihn dann auch dessen Bruder Karl kennengelernt. Erst in der Zeit als Pfarrer im Kanton Aargau ist es zu einer wirklichen Freundschaft mit ihm gekommen. Er selbst war von Wilhelm Herrmann nie begeistert, im Unterschied zu seinem Freund. Dafür schätzte er Ernst Troeltsch, dies wiederum im Unterschied zu Barth. Der war durch seine Schulung im Denken des Philosophen Immanuel Kant geprägt. Hingegen war Thurneysen noch vor Barth von der „Hoffnungswelt Christoph Blumhardts“ tief beeindruckt. Darum war er auch offener als Karl für die abrupte, eilfertige Überwindung der erkenntnistheoretischen Befangenheit durch eine „Objektivität“ der „Wirklichkeit“, wie sie Friedrich Gogarten anstrebte. Dabei sei der Freund „der unpietistischste Mensch“ gewesen, den er kennen gelernt habe, und der sei er geblieben, auch seit er nun in den letzten Monaten unter Depressionen zu leiden hatte. – Ich wandte ein, dass er aber doch gerade in den letzten Jahren eine schöne Offenheit auch nach dieser Seite hatte und sich mit Herrnhutern und mit Gemeinschaftsleuten verständigen konnte. – Ja, meinte Thurneysen, aber er habe das so gut können, weil er denen gegenüber so frei sei. Überdies habe sein Freund in allen Stationen des Lebens immer das sichere Gespür, eine Art „prophetischen Instinkt“ gehabt, in jeweils notwendigen Entscheidungen den richtigen Weg zu sehen. Er, Thurneysen, habe das oft nicht sofort eingesehen, habe sich ihm aber gleichwohl angeschlossen, im Vertrauen, dass es wohl seine Richtigkeit haben werde, und habe dann im Lauf der Zeit auch die Richtigkeit der Entscheidung eingesehen. Er empfand das Gespräch seines Freundes mit Gottlob Wieser als typisch. Darin beehrte der Letztere gegen Barth auf: „Du *willst* immer recht haben!“ Barth bemerkte dazu lachend: Nein, „ich *habe* halt immer recht!“

Er, Thurneysen, habe nie um tiefgreifende Differenzen zu Barth gewusst, obwohl er zeitweise Gogarten gegenüber aufgeschlossener war als Barth; der hatte immer ein starkes Misstrauen gegen die Absichten dieses Mannes. Allerdings habe es ihn zweitweise bedrückt, dass Barth nicht solches Interesse an seinen Problemen hatte wie dieser an denen des Freundes. Er habe halt, wie es Walter Lüthi einmal sagte, hinter Barth stehend, „nur die zweite Geige gespielt“, aber er habe sie gerne gespielt. Ein Graphologe habe einmal festgestellt, dass Barths und Thurneysens Charaktere so divergieren, dass ihre Freundschaft bald auseinanderbrechen *müsse*. Sie blieben aber immer zusammen, nicht, weil sie durch ihren Charakter miteinander verbunden waren, sondern durch das beharrliche Suchen an derselben „Sache“.

Eine wichtige Schrift Barths sei, so meint Thurneysen, die über die „Offenbarung“. Dort sei alles zusammengefasst, was Barth zu sagen hat. Ich fragte ihn nach seinem Verhältnis zu Barths beharrlich weitergehendem Weg in seiner Kirchlichen Dogmatik, und zwar im Blick auf die Frage des praktischen Theologen, was das bedeute für die Pfarramts-Praxis. Doch, sagte Thurneysen, er sage Ja dazu, weil Barth im Grunde in der riesigen Dogmatik nichts weiter tat, als die „Tafeln der Schrift“ zu öffnen. Ich fragte, ob in seiner Sicht Barth dem nicht im Wege steht, weil er an der historisch-kritischen Behandlung der Schrift nicht interessiert scheint. Nein, meinte Thurneysen, Barth war nie gegen die historisch-kritische Lektüre der Schrift, aber immer gegen jede Form von Supranaturalismus.

Ich fragte ihn nach seinen Beziehungen zu Theologen aus der Gruppe der dialektischen Theologie. Georg Merz: Er war allzu sehr nur aus geistesgeschichtlichem Interesse an der dialektischen Theologie beteiligt und konnte daher so mühelos eines Tages davon segeln. – Friedrich Gogarten: Wie gesagt, Barth stand von Anfang an ihm sehr skeptisch gegenüber; er nannte ihn „der feierliche Friedrich“ und hatte auch menschlich kein nahes Verhältnis zu ihm. – Rudolf Bultmann: Da war die Türe eigentlich immer offener, als man denken mag. Er hat sich auch zustimmend zu Thurneysens Vortrag über „Schrift und Offenbarung“ geäußert. – Emil Brunner: Seit jeher gab es schon Differenzen zwischen ihm und Barth-Thurneysen, wie sich schon während eines Besuchs bei Brunner in Obstdalen am Walensee deutlich herausstellte – das war um die Zeit der Entstehung seines schroffen Buchs „Die Mystik und das Wort. Der Gegensatz zwischen moderner Religionsauffassung und christlichem Glauben dargestellt an der Theologie Schleiermachers“. Um 1936 wollte Thurneysen Barth und Brunner wieder versöhnen. Er fühlte dafür eine Verantwortung, vielleicht auch darum, weil er Brunners Nachfolger an der Pfarrstelle in Leutwil war. Er arrangierte deshalb ein gemeinsames Treffen. Aber es ging dann so, wie es sich nachts zuvor ankündigte. Thurneysen träumte, Barth stoße Brunner von einer hohen Brücke in ein Tobel hinab; und Barth träumte: Brunner störe ihn beim Versuch, einen Stein in einen See zu werfen, damit sich auf dem Wasser Kreise um die Einwurfstelle bilden sollten. Genau das suchte der Emil zu verhindern. Karl habe aber trotzdem geworfen. Barths Schrift „Nein!“ gegen Brunner schien Thurneysen „stets als allzu salopp“. – Paul

Tillich: Thurneysen hatte mit ihm ein Gespräch über die „Möglichkeit“ zu predigen. Dabei stellte sich heraus, dass es Tillichs Schlüsselfrage war, wie der Text zu gestalten ist, dass er bei den Hörern ankommt. Thurneysens Frage war: Bevor ich solche Fragen aufwerfe, habe ich zu fragen, ob der Text *mir* etwas sagt, dem ich mich beugen muss.

Nach seiner Ansicht ging der Kreis der dialektischen Theologie auseinander, weil keine Einigkeit darüber bestand, dass die Eschatologie den Charakter des theologischen Denkens bestimmt. Bei Bultmann fehlt sie genau genommen, auch bei Moltmann ist sie noch nicht wieder genügend gewürdigt. Heinrich Otts „Eschatologie“ hingegen sei gut. Diese Schrift sei das Beste von ihm. „Das ist aber kein Wunder, da er seine Sache im Wesentlichen bei Barth gelernt hat.“ – Ist der Titel der Zeitschrift der dialektischen Theologie „Zwischen den Zeiten“ also in dieser eschatologischen Richtung zu verstehen? – Ach, der Titel hatte einen missverständlichen Sinn. Er konnte auch eine geistesgeschichtliche Bedeutung haben, dass man sich im Übergang zu einer neuen Epoche des Denkens befinde, die man aufs Neue selber gestalten wolle. Aber er habe den Titel in anderer Weise, nämlich eben in solchem eschatologischen Sinn verstanden.

Was meint er zur heutigen Predigtsituation? – Das heutige Pfarramt ist völlig überlastet durch allerlei Dies und Das. Er habe in seinem Pfarramt einstmals Vieles liegengelassen um einer guten Predigt willen. Beim heutigen Predigen vermisst er: 1. Es hat zu wenig Substanz, und 2. es ist zu wenig geheimnisvoll.

Mittwoch, 11. 8. 1965

Wie mir kürzlich in einem Gespräch mit Max Geiger aufgegangen ist, empfinden heute manche Barth-Schüler und namentlich auch Geiger selbst den Kampf ihres Lehrers um den eigenen Auftrag der Theologie als eine Isolierung der Theologie von anderen Wissenschaften. Sie bauen darum nun verschiedenste Brücken zur „Welt“: zur nicht-theologischen Wissenschaft, zur Anthropologie, zur Seins-Auslegung usw. Entspringt diese Bemühung einem tatsächlichen Mangel in Barths Theologie? Kommt diese Bemühung aus einer Lücke in ihr oder ist sie vielmehr Ausdruck einer das Steile seiner Theologie nicht mehr aushaltenden Schwäche? Dämmert erneut die Morgenröte eines Kulturprotestantismus, diesmal noch unbelehrbarer, weil er den Barth'schen Einwand berücksichtigt zu haben vorgibt, etwa weil man jetzt so herrlich „dynamisch“ denkt?

In diesem Zusammenhang hat sich mir die Frage nach der heutigen Lage und Aufgabe der Theologie aufgeworfen. Mir hat sie sich soeben noch einmal gestellt, als ich mich von meinem Studienfreund Henry Mottu verabschiedete, der nun mit Sack und Pack nach Paris übersiedelt. Täuscht der Eindruck, dass die Theologen heute darum so geschäftig auf Humanisierung der Verhältnisse, auf Weltlichkeit, auf Redlichkeit und dergl. drängen, weil sie im Grunde höchst verlegen geworden sind, was mit dem Wort „Gott“ gesagt ist? Ist man nicht in den Eifer geraten, der

„Welt“ demonstrieren und anpreisen zu wollen, dass die Kirche oder der Glaube oder das Christentum keineswegs überflüssig sei? – und zwar vor allem *sich selbst* zuliebe, weil man unsicher ist, ob man nicht tatsächlich überflüssig geworden ist! Und sucht man nicht derart sich als unentbehrlich zu erweisen, dass man tut, was die Menschen ohnehin schon tun und wozu sie den christlichen „Senf“ sicher nicht brauchen! Oder doch nur „Senf“ brauchen! Was ödet einen das alles an, wenn schließlich schon im Voraus der Betrieb damit gerechtfertigt wird, dass man für sich in Anspruch nimmt, mit *diesem* Betrieb „unbequeme Fragen“ zu stellen! Ich wünsche mir wahrhaftig heute einen Propheten, der mit der Laterne durch den Tag geht und nach – *Gott* sucht. Aber vielleicht zieht er schon irgendwo daher, und ich, auch ich, sehe ihn nur nicht. Manchmal kann es einem wirklich fast gespenstisch so vorkommen, als sei das „Christentum“ heute drauf und dran, sich in aller – seiner langen Geschichte entsprechenden – Umständlichkeit von der europäischen Bühne zu verabschieden. Hoffentlich täusche ich mich in meiner traurigen Vision!

Donnerstag, 19. 8. 1965

[Br. an Beate] Heute Mittag hat mich Frau Barth zum Essen eingeladen. Riesig nett! Hinterher spielten wir zusammen Bach- und Mozartsonaten – sie Violine, ich Klavier. Sie spielt auch in ihrem hohen Alter eindrucksvoll. Vielleicht war ich darum eingeladen, um ihre Gedanken etwas zu beruhigen. Denn Professor Barth, der seinen Freund Ernst Wolf und dessen Frau in Bayern besuchte, wurde nach seinem Sturz und wegen seinem dabei erlittenen Armbruch heute operiert. Wie ich hörte: mit gutem Erfolg, Gott sei Dank!

Donnerstag, 30. 9. 1965

[Br. an Beate] Den Tag habe ich heute wieder mit allerlei Geschäft verbracht. Morgens Lektüre in Albert Schweizers „Kultur und Ethik“, und in Paul Tillichs „Mut zum Sein“. Beides in ihrer Weise glänzende Bücher. Schweizer hat weit mehr Format, als ich von seinem Glorienschein her, den die Umwelt ihm gab, erwartete. War er Christ? Jedenfalls hat er etwas davon erblickt, was Humanität ist. Und hat er damit nicht – wenn auch aus der Ferne – mehr vom Reich Gottes erblickt als viele „Christen“? Seine Analyse des Zerfalls der Kultur und der Dämmerung des Menschen der Masse enthält viel Einsichtsvolles: Erkenntnisse der Bindungslosigkeit und Zerstreuungssucht des „modernen“ Menschen, die ihn paradoxerweise für Totalitarismus und Autoritäres anfällig macht. Und der andere, Paul Tillich, ist m.E. der imponierende Vertreter eines Gegenwurfs gegenüber Barth. Nicht Rudolf Bultmann! Nicht Dietrich Bonhoeffer! – wie man heute bei uns sagt. Denn diese Beiden stehen ihm doch näher, als man gemeinhin sieht.

Den Nachmittag über war ich im Hause Barths, um für eine Festschrift zu sei-

nem 80. Geburtstag an seiner Bibliographie weiter zu schaffen. Die Arbeit, die ich in dieser Hinsicht zu leisten habe, entpuppt sich immer mehr als kolossal umfangreich. Als ich teils in Barths Studierzimmer, teils in dem von Charlotte von Kirschbaum nachschauen wollte, welche Veröffentlichungen Barths (in verschiedenen Sprachen) im letzten Jahrzehnt von mir noch nicht berücksichtigt sind, kam „Lollo“ hinzu und sprach ungemein freundlich mit mir. Sie konnte mir freilich nicht behilflich sein. Sie ist deutlich angegriffen von ihrer Krankheit, die sich in einer extremen Vergesslichkeit äußert. Aber sie ist noch so wach, dass sie merkt, dass etwas in ihr unwiederbringlich abbricht und schon abgebrochen ist. Auf einmal begann sie still zu weinen und legte sich in meine Arme und stieß aus sich hervor: „Ich bin verzehrt von dem, was ich tags und nachts mit Karl zu arbeiten hatte ...“ Ich fühlte mich hilflos und dachte, das Einzige, was ich für sie tun kann, ist jetzt, sie in meinen Armen zu halten. Dieser Moment hat mich mit ihr verbunden, ich denke so, dass ich das nicht vergessen werde ... –

Nachher will ich noch ein wenig weiter an der Entzifferung eines Tonbandes arbeiten. Barth hat ja in den letzten Jahren mit verschiedenen Gruppen Diskussionen geführt – „Gespräche“ oder „Fragebeantwortungen“, wie er diese Unternehmung nennt. Ein gut Teil davon ist von privaten Interessenten auf Tonbändern aufgenommen worden, von denen ich Kopien gesammelt habe; und deren Texte suche ich nun in schriftlicher Form zu fassen. Jetzt bearbeite ich gerade ein besonders instruktives „Gespräch“ mit Rheinischen Jugendpfarrern³. Frau Früh, die das Ganze abtippt, fragte heute ganz schockiert, ob die Pfarrer eigentlich immer so frech mit ihren Gesprächspartnern umgehen wie die, die da zu hören sind.

Mittwoch, 13. 10. 1965

[Br. an Beate] Soeben erhielt ich von Frau Barth einen Anruf, die mir atemlos berichtete, dass Professor Barth wieder einen bösen Rückfall erlitten habe und dass das Genesungswerk der letzten vier Monate gänzlich zerstört sei. Es ist ein bitteres Elend, was diese Familie und was der alte Barth durchmachen muss. Ich merke, dass es ebenso bitter ist zu altern wie zu sterben. Entsetzlich das langsame Abgebrochenwerden, Stück um Stück. – Frau Barth wollte mir auch noch sagen, dass sich ihr Mann über meine Predigt über Röm 8, die ich ihm geschenkt hatte, hoch gefreut habe: dass einer „seiner Schüler schon in so jungen Jahren einen so Alten derart trösten“ kann ...

³ K. Barth, Gespräche 1963, hg. von Eberhard Busch, Zürich 2005, 235–333 (GA 41)

Montag, 18. II. 1965

Gestern ein vielstündiger Besuch bei Professor Barth, der seit seiner Entlassung aus dem Spital daheim wieder stark auflebt. „Wir sind noch einmal davon gekommen“ – und: „Mir scheint noch einmal ein bisschen Zeit gegeben zu sein“, so kommentierte er seine Situation, als ich mich telefonisch anmeldete. Zunächst spielte ich ihm einige Tonbänder vor mit Auszügen aus seinen „Gesprächen“ in den letzten Jahren mit verschiedenen Gruppen. Nachdem er sie zumeist vergessen hat, hörte er sie mit großem Vergnügen an, fasziniert durch die Möglichkeit, Reden und andere Äußerungen derart unmittelbar zu konservieren. Fasziniert? Ja, aber auch erschrocken. Er sagte: Das Jüngste Gericht könnte einfach darin bestehen, dass man noch einmal das auf Tonband konservierte ganze Leben sich anhören muss. Und zur Strafe für besonders hartnäckige Sünder vielleicht zwei- und dreimal ... Und welche Bedeutung hat diese Erfindung schon in unserem „Sein in der Zeit“! Er meinte, dass in Zukunft dicke Bücherbände wie die der Kirchlichen Dogmatik durch solche Bänder ersetzt werden könnten. Das hätte ja einen schönen Vorteil: einen Text statt in seiner geschriebenen Gestalt in seiner originalen, nämlich *gesprochenen* Form zu vernehmen. Er redete auch über die Schwierigkeit, die *life*-Reden in einen *gedruckten* Text zu transponieren: die lebendige ad-hoc-Situation des gesprochenen Wortes gehe bei der schriftlichen Wiedergabe verloren. Das „Ringen“ mit dem Gegenstand, die munter erzählenden Ausführungen wie das „Stottern“ oder der Wechsel zwischen kräftigen Betonungen und beiläufigen Andeutungen, was die Tonwiedergabe eindrucksvoll bekundet, werde im Drucktext nicht mehr deutlich ... Andererseits glaubt er, dass der gedruckte Text von diesen Gesprächen ein gewichtiges Buch werden wird, das zu würdigen den Rezensenten freilich einige Mühe bereiten wird.

Beim Mittagessen erzählte er – da ich ja „schon ohnehin halb sein Biograph“ sei – ausführlich von seinem Spitalaufenthalt. Zunächst von seiner *Krankheit*. Der ihm so zusetzende Bazillus *Proteus mirabilis* sei, wie er nach altprotestantischer Lehre annehme, eine Kreatur, die nicht mit der Schöpfung, sondern erst nach dem Sündenfall entstanden sei: Der sitze in seiner Blase und wolle in die Niere aufsteigen. Wenn das geschehe, dann müsse er „den Schirm zumachen“. Er hatte eine Operation an der Blase über sich ergehen zu lassen, die vom Nachmittag bis in die späte Nacht dauerte. Er musste nach der Operation einige Stunden auf dem OP-Tisch liegen bleiben, nachdem er aus der Narkose erwacht war, weil sein Blut, das vorher wegen Thrombose-Gefahr verdünnt worden war, nicht gerinnen wollte. Er wurde dabei andauernd schmerzhaft behandelt, unterhielt sich aber unterdessen mit den Ärzten und schlug dabei den Anbau einer Stütze für die Füße vor, die während der ganzen Zeit einfach herunterbaumeln mussten. Die Ärzte sagten nachher: Man habe doch gemerkt, es mit einem *Theologen* zu tun gehabt zu haben – „diese Haltung!“. Zu den Schwestern habe er ein gutes, ja, herzliches Verhältnis gehabt. Die Putzfrau sei eine aus Russland stammende Orthodoxe, mit der er sich zwar nicht unterhalten konnte, aber die irgendwie begriffen hatte, dass er

Theologe sei, was sie jedoch so verstand, dass er ein Geistlicher sei, vielleicht gar einer der Starowerzy. Darum habe sie sich vor ihm jeweils tief verneigt und habe seine beiden Hände geküsst.

In Erinnerung an das, was mir Eduard Thurneysen über seine Freundschaft mit Barth gesagt hatte, wollte ich von ihm nähere Auskunft zu zwei Punkten haben. Einmal zu seinem stolzen Spruch zu Gottlob Wieser, dass er halt immer recht habe. Ach, das war so, erzählte er: Er habe mit Pfarrern in Liestal ein Gespräch geführt, und dabei habe er, nach seiner Stellung zu Bildern befragt, schlicht auf das zweite Gebot aufmerksam gemacht. – Ja, ob „begnadete Maler“ nicht doch von Christus ein Gemälde herstellen dürfen? – Darauf habe er bemerkt: Wenn sie begnadet sind, dann werden sie lieber nach Psalm 1 einen Baum malen, „gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt ...“ Natürlich sei man mit dieser Auskunft nicht zufrieden gewesen. Es sei für ihn gewiss ja auch nicht alles, was dazu zu sagen ist. Immerhin schätzt er „seinen“ Matthias Grünewald! Jedoch nachher, als die Versammlung zu einem Gasthof ging, habe Gottlob Wieser sich an seine Seite begeben und habe seinen Schwiegersohn, den Maler Willy Fries, verteidigt. Der sei jedenfalls ein *guter* christlicher Maler. Barth meinte heute, er finde dessen Bilder abscheulich, und er habe deshalb schon damals dem Gottlob widersprechen müssen. Es sei dann lebhaft zwischen ihnen hin und her gegangen, bis Gottlob schließlich sagte: „Du wotsch halt immer rächt ha.“ Darauf habe er gelacht und geantwortet: „I ha halt au immer rächt!“ ...

Das Andere, wozu ich etwas aus Barths Sicht hören wollte, war seine Beziehung zu seinem Bruder Peter. Ja, in der Tat, der sei in Marburg mit dabei gewesen: in der so genannten „Schweizer Kolonie“, die seinerzeit dort studierte, wie übrigens Gottlob Wieser auch. Auch Peter war von Wilhelm Herrmann angetan und empfand das „innere Leben“ als ein höchstes Gut. Und auch er sammelte sich in dem Kreis, der in Verbindung mit dem Privatdozenten Karl Bornhausen namentlich auf Jean Jacques Rousseau schwor. Obendrein war Peter reichlich mit der Gabe des spöttischen Basler Gelächters beschenkt. Bis er freilich in der Tochter von Martin Rade seine Meisterin fand! Bei der Hochzeit habe Rade in einer Tischrede gerührt erklärt, dass er nach dem Tod von Fritz Barth ja nun für dessen Kinder die Vaterstelle versehe. Darauf habe er, Karl Barth, peinlich laut geknurrte: „Das hat gerade noch gefehlt!“ Peter sei dann im Bernbiet seinen sehr eigenen Weg gegangen, auf dem sich aber auch immer wieder Nachbarschaften zwischen den Brüdern herausstellten. Er sei auch der Einzige in seiner Familie gewesen, der die Existenz von Lollo von Kirschbaum in seinem Haus verstand und freundlich von und zu ihr redete. Sehr zu Herzen gegangen sei es ihm, dass Peter in noch jüngeren Jahren schon gestorben ist. Noch in den letzten Stunden seines langen Sterbens, als seine Sinne schon nicht mehr klar waren, sei er – im Sommer 1940 – aufgeregt umgetrieben gewesen von dem deutschen Krieg gegen Frankreich und habe standhaft flehentlich gerufen: „Wir‘ werden uns dem deutschen Vormarsch *nicht, nicht, nicht* beugen.“ Aber zum Glück habe er nicht mehr miterlebt, dass „wir“ uns dem doch beugen mussten – vorderhand!

Enttäuscht äußerte sich Barth über das Buch von Helmut Gollwitzer und Wilhelm Weischedel, das einen Dialog zwischen einem Theologen und einem Philosophen bieten will.⁴ Das Niveau ihrer Auseinandersetzung sei eine schlappe Sache. Die Beiden hätten in Berlin ein volles Auditorium gehabt, was aber nichts daran ändert, dass namentlich Gollwitzer hier einen flachen theologischen Journalismus betrieben hat. So könne man den Philosophen gar nicht imponieren, wenn man ihnen nachspringt und auch ungefähr etwas Ähnliches sagt, unter Vorlage einer Minimaltheologie; und für die nehme man schließlich übermütig in Anspruch, darin den Philosophen etwas voraus zu haben ...

Barth erklärte, er habe schon beim Lesen des anderen Buches von Gollwitzer: „Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens“⁵ etwas geschmeckt, was ihn nicht befriedigte. Ich erinnerte daran, dass Barth freilich zunächst von dem Buch begeistert war: es entspreche irgendwie seinen Bedenken gegenüber der ganzen Bultmannschule. Er empfahl damals das Buch in seiner Sozietät, und er erzählte dabei, dass er es bereits an Paul Tillich gesandt habe, mit der bei ihm sehr angebrachten dringenden Empfehlung, wenigstens dieses Buch jetzt endlich einmal aufmerksam zu lesen. Er meinte nachher bei einem Bier, dass dieses Buch seine Vorteile in seiner Methode habe – gegenüber der von Grover Foley, der sich ähnlich in seiner Dissertation von Barth her mit der Bultmannschule auseinandersetzt.⁶ „Gollwitzers Buch ist ein Kupferstich und Foleys ein Holzschnitt.“ Gollwitzer habe eine wendige Art, den „Gegnern“ vermittelnd entgegenzukommen und zwischen Besserem und Schlechterem vorsichtig zu sichten und zu differenzieren. Aber allerdings, dieses anfänglich lobende Urteil wandelte sich in kurzer Zeit, und dieser Wandel hing zusammen mit dem Auftreten Gollwitzers in Basel zu zwei Vorträgen über das gleiche Thema wie das des Buches: Anfang September 1963 – am Nachmittag vor den Basler Pfarrern, am Abend vor der Gemeinde in der überfüllten Pauluskirche – die Überfüllung empfand Barth immerhin als eine schöne Demonstration in der Sache seiner Nachfolge! Gollwitzer war zuvor als sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl vorgeschlagen, bis namentlich die Basler Presse die Sache zu Fall brachte.

Wie *ich* das nun erzählte: Ich war damals dabei, als Gollwitzer zunächst an jenem Nachmittag einen theologischen Vortrag hielt vor Pfarrern, unter denen auch eine Reihe Professoren der Theologischen Fakultät anwesend waren. An die dem Vortrag folgende dramatische Szene konnte sich Barth jetzt nicht mehr genau erinnern. Dabei gab der Diskussionsleiter, Pfarrer Schäfer, zuerst Barth das Wort. Der sagte: Er habe Einiges zu diesem Vortrag zu bemerken, aber das wolle er lieber dem Referenten unter vier Augen sagen. Wiederum glaube er, Gollwitzer habe Vieles gesagt, was heute in der Theologie weithin *nicht* gehört werde und was man

⁴ H. Gollwitzer/W. Weischedel, Denken und Glauben, 1964.

⁵ H. Gollwitzer, Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens, München 1963 (Beitr. zur ev.Theol. 34).

⁶ G. Foley, Christ and Faith. Their Relationship in Contemporary Theology (1963), Göttingen 1971.

sich doch hinter die Ohren schreiben sollte. „Eben darum will ich jetzt gerne hören, was mein – *Nachfolger* zu dem Thema des Vortrags zu sagen hat.“ Heiner Ott erhob sich spontan von seinem Stuhl und schüttelte seinen Kopf und stotterte: „Nein! Nein!“, er möchte vorerst auch nichts dazu gesagt haben. Peinliche Stille –. Da erhob sich Fritz Buri und attackierte Gollwitzer heftig: Der werthe Kollege sage, wir können nicht „objektivierend“ von Gott „an sich“ reden. Weil aber diese These die Gefahr der Feuerbachschen Kritik mit sich bringe, dass Gott dann nur als Chiffre menschlichen Verhaltens oder Selbstbewusstseins verstanden werde, darum müsse laut Gollwitzer eine Grenze gezogen werden, damit man nicht das von Feuerbach Angegriffene behaupte, sondern an der Gegenständlichkeit Gottes festhalte. Wie kommt Gollwitzer dazu, aus Angst vor Gefahren plötzlich solche Barriere zu ziehen? Wäre es nicht auch von *ihm* her konsequent, zu einem „Auflösen“ der Theologie in unser Selbstverständnis fortzuschreiten? Die von ihm errichtete und doch nur behauptete Blockierung dieser Konsequenz sei willkürlich. Dieses Votum reizte nun Fritz Lieb. Er stand auf und schäumte wider „die handfesten atheistischen Thesen der Bultmannianer“ und „allen voran“ Buris. Er stampfte dazu mit den Füßen auf den Boden und rief schließlich: „Das ist eine Sauerei!“ Darauf verbat sich Buri diesen Ton und Stil. Gollwitzer hatte sichtlich Mühe, zwischen diesen beiden Kampfbereiten die Füße auf den Boden zu bringen und das ihm gemäße „dialogische Prinzip“ anzuwenden. Barth schüttelte sich vor Lachen, als ich ihm das in Erinnerung rief. Und ihm fiel dazu ein: Was wir damals in dem Vortrag hörten und in seinem Buch lasen, sei ein Wiederaufleben der alten Vermittlungstheologie eines Werenfels und Hagenbach gewesen, die – gewiss, gewiss! – in Basel einst ihren klassischen Ort hatte. ...

Aber in all der Enttäuschung, die Barth Gollwitzer gegenüber empfindet, beharrt er darauf, dass er ihn schätze und liebe. Er tröstete sich zuletzt damit: „Der gute Mann ist halt Ethiker und nicht Dogmatiker.“ Und als Ethiker sei er weit besser denn als Dogmatiker. Man übersehe auch nicht, dass er lernfähig und lernwillig ist! Als Barth in der Dogmatik Band IV/2 geschrieben hatte: In der lebendigen Gemeinde Jesu Christi sei die rechte Liebe die *gegenseitige* Liebe, in der die Menschen *einander* lieben und geliebt werden, da habe Gollwitzer heftig dagegen protestiert: Nein, die rechte Liebe sei nur dort, wo ich liebe auch ohne Gegenliebe. Barth habe ihm daraufhin nur ruhig gesagt: „Denk einmal weiter darüber nach!“ Und siehe da, einige Zeit später habe er Barth recht gegeben: Doch, da sei etwas dran. Nun, sagte Barth jetzt, es war halt auch richtig, was er erkannt habe ... Immerhin sei Gollwitzer weiter als so viele heutige Theologen, die sich unter der Fahne „Hermeneutik“ bei Vorreden aufhalten statt bei der Sache, bei Vorworten statt beim Wort. „Dabei kann man das Problem des Verstehens doch nicht abstrakt an sich lösen, sondern nur im aktuell-konkreten Vollzug des Verstehens.“

Karl Barth (1886–1968) prägte die Theologie des 20. Jahrhunderts wie kein anderer. Als Verfasser der großen Kirchlichen Dogmatik und als streitbarer Rufer der Kirchen zum Dienst an den Menschen formulierte er grundlegende Einsichten der reformatorischen Theologie auf neue Weise.

Eberhard Busch war sein Assistent von 1965 bis zu dessen Tod 1968. An Stelle einer geplanten Autobiographie teilte Barth ihm vieles mit, damit es aufbewahrt werde. Die Aufzeichnungen davon sind ein Dokument aus Barths Spätzeit. Eine vielseitig bewegte »Welt« wird darin lebendig. Etwa sein Besuch im Vatikan, interessante Besucher in seinem Basler Haus oder die Seminare des 80-Jährigen.

Der Autor

Dr. theol. Dr. h.c. Dr. h.c. Eberhard Busch ist emeritierter Professor für Systematische Theologie an der theologischen Fakultät der Universität Göttingen.

ISBN 978-3-525-56001-3



9 783525 560013

www.v-r.de